

Pierre Klossowski

Die lebende Münze

übersetzt aus dem Französischen von
Martin Burckhardt

Kulturverlag Kadmos Berlin

Auszug aus »Die lebende Münze«

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Für die deutschsprachigen Rechte

Copyright © 1998 by Kulturverlag Kadmos Berlin.

* * *

Lebendes Geld

Man stelle sich für einen Augenblick einen offensichtlich unmöglichen Rückschritt vor: nämlich eine industrielle Phase, wo die Produzenten die Möglichkeit hätten, von seiten der Konsumenten Gefühlsubjekte als Zah-

lungsmittel zu fordern. Diese Objekte sind lebende Wesen.

In diesem Tauschhandelsbeispiel kommen Produzenten und Konsumenten überein, Kollektionen von »Personen« zu konstituieren, die vorgeblich für das Vergnügen, das Gefühl und die Sensation bestimmt sind. Wie aber kann die menschliche »Person« die Funktion des Geldes erfüllen? Wie würden die Produzenten, anstatt sich Frauen »zu leisten«, sich jemals »in Frauen« bezahlen lassen? Wie würden die Unternehmer, die Industriellen ihre Ingenieure und Arbeiter bezahlen? »In Frauen.« Wer würde dieses lebende Geld unterhalten? Andere Frauen. Was das Gegenteil nahelegt: daß die berufstätigen Frauen sich »in Männern« bezahlen lassen würden. Wer unterhalte, oder anders gesagt: wer hielte diese virile Geld bei Kräften? Jene, die über das weibliche Geld verfügten. Was wir hier vorbringen, existiert wirklich. Denn auch wenn man nicht in einen buchstäblichen Tauschhandel zurückfällt, basiert die ganze moderne Industrie auf einem durch das unbewegte Geldzeichen vermittelten Tauschhandel, welcher die Natur der ausgetauschten

Objekte neutralisiert – das heißt: auf einem Simulakrum des Tauschhandels, einem Simulakrum in Form von Arbeitskräfte-Ressourcen, schlußendlich einem lebendigen Geld, das als solches zwar uneingestanden, aber bereits existent ist.

Wenn die perfektionierte Produktion der Produktionsinstrumente dahin gelangt, die Arbeit zu reduzieren, wenn die gewonnene Zeit zur Produktion von sich ausdehnender Zeit sich als Zeit auszahlt, die der Sensation, den Wettbewerben des Vergnügens (Fourier) freisteht – so kann die Sensation selbst nicht mehr gratis sein. Aber das Simulakrum des Tausches (das zunächst durch das monetäre System, dann durch die Bedingungen der industriellen Gesellschaft erzeugt worden ist) fordert, daß die gewonnene Zeit nur für weitere Produktionen aufgewandt wird.

Das Gehalt in klingender Münze aufheben, um den Arbeiter in lebenden Objekten der Sensation zu bezahlen, ist nur praktikabel, wenn das lebendige Objekt selbst als Arbeitsleistung bewertet wird und unter der Voraussetzung, daß das Auskommen bereits gewährleistet ist. Wenn das Auskommen noch in die

Rechnung hineingeht, wird der Besitz des Objektes (oder der lebenden Objekte) für den Arbeiter bloß symbolisch sein und folglich in Geld ausdrückbar. Damit ein Objekt der Sensation ein Quantum Arbeit wert sein kann, muß dieses (lebende) Objekt im vorhinein einen Wert darstellen, der dem Arbeitsprodukt bereits im Ursprung gleichwertig, wenn nicht höherwertig sein muß. Es gibt kein gemeinsames Maß zwischen der Sensation, die dieses lebendige Objekt von sich aus besorgen kann, und dem Quantum an gelieferter Arbeit, die so und soviel eigenen Geldmitteln entspricht, die zum eventuellen Unterhalt dieses Objektes der Sensation aufgewendet werden. Welche Beziehung herrscht zwischen dem Wert eines Geräts oder eines Grundstücks, die nach ihrem möglichen Ertrag geschätzt werden, und dem Preis, der der Existenz eines lebendigen Wesens, der Quelle einer seltenen Emotion, zugeschrieben wird? Gar keine, wenn die gegebene Zufälligkeit (also die Rarität) des lebenden Objekts (der Quelle der Emotion) nicht mehr wert ist als sein Unterhalt kostet. Ein Gerät bringt so und so viel ein, das lebende Objekt besorgt eine

so und so geartete Sensation. Der Wert des Geräts muß seine Unterhaltskosten kompensieren, der Wert des lebendigen Objekts/der Gefühlsquelle ist nach Belieben festgelegt, ohne daß seine Unterhaltskosten jemals daraus abgeleitet werden könnten.

Man sollte uns hier nicht vorwerfen, daß dies bedeute, das lebende Objekt (die Gefühlsquelle) auf die Ebene der Viehzucht herabzuwürdigen oder es in ein Kunstwerk oder einfach in einen Diamanten zu verwandeln. Es muß berücksichtigt werden, daß es sich um eine Emotion handelt, die sich selbst genügt und die untrennbar von der zufälligen und unnützen Existenz des »in Geld ausgedrückten« Objekts ist, und die deswegen willkürlich eingeschätzt wird.

Damit das lebendige Objekt, die seltene Gefühlsquelle, sich überhaupt als Geld Geltung verschaffen könnte, müßte man annehmen, daß ein psychischer Zustand universell erreicht wäre und daß dieser Zustand sich in Form von unangefochtenen Bräuchen und Praktiken ausdrückte. Aber heißt das, daß dafür ein ebenso großes Quantum von lebenden Objekten nötig ist, wie inertes Geld zir-

kuliert? Zweifellos nicht, wenn solch ein Brauch das eigentliche Verschwinden der Geldwirtschaft bezeichnete. Aber selbst als paralleler Markt zum inerten Geld wäre das lebende Geld im Gegenteil dazu imstande, es in seiner Rolle als Goldwährung (die den Gewohnheiten eingepflanzt und den ökonomischen Normen eingesetzt ist) zu ersetzen. Nur daß dieser Brauch den Tausch und seine Bedeutung tiefgreifend veränderte. Durch den Tausch unveränderlicher seltener Objekte, eines Kunstwerks zum Beispiel, wäre dies niemals möglich. Aber ein lebendiges Objekt, Quelle wollüstiger Sensationen, wird entweder Währung und wird die neutralisierenden Funktionen des Geldes aufheben, oder aber es wird den Wert des Tausches auf die besorgte Emotion begründen.

Das Gold mit seinem beliebigen Wert und seiner eigentümlichen Nutzlosigkeit – die auf eine gewisse Weise die Metapher eines jeden Gefühls bleibt, das im Schoße des Reichtums besorgt wird – ist wegen seines universalen Regiments ebenso unmenschlich wie praktisch. Die Normen des Wertes in Arbeitsquanten gerechnet – was aus dem ökonomi-

schen Blickwinkel ein offensichtlich »*legitimeres*« Prozedere scheint – bewahren noch einen strafenden Charakter. Das lebendige Objekt/die Gefühlsquelle ist, vom Blickpunkt des Tausches aus, seine Unterhaltskosten wert. Die Mühen oder die Opfer, die es seinem geplagten Besitzer auferlegt, der es bei Kräften hält, repräsentieren den Preis dieses seltenen und unnützen Objekts. Keine Ziffer könnte ihn ausdrücken, wenn es keine Nachfrage gibt. Aber bevor man das lebende Objekt sogleich als austauschbares Gut betrachtet, muß man es als Geld untersuchen.

Als ein lebendes Geld muß es das Äquivalent eines Lohnbetrags bilden – wenngleich der Naturalientausch von vornherein die Möglichkeit blockiert, geringfügige, weil unentbehrliche Güter zu kaufen –, es muß zudem als Währung fixiert werden. Aber um so größer erscheint dann im Kontext der modernen Ökonomie die naturbedingte Disproportion zwischen dem Arbeitsquantum, das als Norm des Wertes genommen wird, und dem lebenden Objekt als Münze.

Wenn irgendein Gerät für ein investiertes Kapital stehen kann, um wieviel mehr reprä-

sentiert in einer vermeintlich außer-kommerziellen Sphäre ein Objekt des Empfindens, das heißt, eine menschliche Kreatur, eine etwaige Gefühlsquelle – womit sie als Investitionsobjekt figurieren kann. Auf der kommerziellen Ebene ist es nicht die Kreatur selbst, die betroffen ist, sondern die Emotion, die sie bei den in Betracht kommenden Konsumenten erzeugt. Das falsche Beispiel, das uns erlauben wird, verständlich zu machen, worum es sich handelt, ist, ganz banal, das der Filmschauspielerin: denn diese repräsentiert nur einen Produktionsfaktor. Als die Zeitungen sich anschickten, die visuellen Qualitäten einer Sharon Tate am Tage nach ihrem tragischen Ende in Zahlen auszudrücken (oder die Kosten oder Unterhaltskosten irgendeiner anderen zur Schau gestellten Frau), zeigte sich, daß es der Industrialismus höchstselbst ist, der in Ziffern, also quantitativ die Gefühlsquelle ausdrückt, als Rentabilitäts- oder als Unterhaltskostenkalkül – was nur möglich ist, weil diese Damen nicht als »lebendes Geld« bezeichnet, sondern wie industrielle Sklaven behandelt werden. Deswegen werden sie nicht mehr nur als Schau-

spielerinnen oder große Abenteuererinnen oder einfach als Personen mit einem Prestige betrachtet. Würde man das, was wir hier industrielle Sklavin nennen, nicht bloß als Kapital, sondern als lebendes Geld veranschlagen (eine Abstraktion, die aus all den Unbequemlichkeiten gemacht ist, die diese Art von Gründung mit sich bringt), so würde sie im gleichen Augenblick die Qualität des Wertzeichens übernehmen, und zwar dadurch, daß sie den Wert uneingeschränkt konstituiert, das heißt die Qualität des Gutes, das der »unmittelbaren« Befriedigung – also nicht mehr einem Bedürfnis, sondern der anfänglichen Perversion – entspricht.

Als »lebendes Geld« gilt die industrielle Sklavin zugleich als ein Reichtum verbürgendes Zeichen und als dieser Reichtum selbst. Als Zeichen steht sie für alle Arten materieller Reichtümer, als Reichtum jedoch schließt sie jede andere Nachfrage aus, wenn es nicht die Nachfrage ist, deren Befriedigung sie darstellt. Hier nun zeigt sich das, worin das lebende Geld sich essentiell von der Verfaßtheit der industriellen Sklavin (Kinogröße, Star, Mannequin, Hostess etc.) unterscheidet.

Diese kann den Titel des Zeichens nicht einfordern, so wie sie selbst einen Unterschied macht zwischen dem, was sie an inertem Geld anzunehmen bereit ist, und dem, was sie in ihren eigenen Augen wert ist.

Dennoch verdunkelt diese ausdrückliche Unterscheidung, die hier wie anderswo der Moral unterliegt, nur die grundlegende Verwirrung: und tatsächlich träumt niemand davon, diese Kategorie »Produzentinnen« als »Sklavinnen« zu definieren – sofern der Begriff des Sklaven wenn nicht das Angebot, so doch die *Disponibilität* einer Nachfrage gegenüber ausdrückt, die unterhalb jener der *begrenzten* Bedürfnisse liegt. Isoliert vom lebenden Objekt, das ihre Quelle ist, findet sich die zum »Produktionsfaktor« gewordene Emotion unter die vielfältigen Objekte verstreut, die durch die begrenzten Bedürfnisse, die sie definieren, die unaussprechbare Nachfrage ablenken. Sie ist daher zum Hohn auf den ganzen »Ernst« der Arbeitsbedingungen geworden. Von daher ist die industrielle Sklavin nicht anders *verfügbar* als irgendeine beliebige Arbeitskraft, denn weit davon entfernt, sich als Zeichen, d.h. als Geld

zu konstituieren, ist sie genötigt, »rechtschaffen« vom inerten Geld abzuhängen. Aber da es ihr frei steht, ihren Lohn anzunehmen oder nicht, ist der Begriff der »Sklavin« eigentlich übertrieben, falsch gewählt und ungerecht. Die menschliche Würde bleibt unangetastet, und das Geld bewahrt seinen ganzen Wert. Die Wahlmöglichkeit nämlich, die die abstrakte Funktion des Geldzeichens beinhaltet, will, daß eine jegliche Bewertung niemals die Integrität der Person antastet, sondern sich lediglich auf den Ertrag ihrer produktiven Kapazitäten auswirkt, und zwar so, daß sie die Objekte nur auf eine »unparteiische« Weise betreffen und ihre Neutralität sicherstellen. Aber das ist ein *circulus vitiosus*: denn die Integrität der Person existiert im industriellen Blickwinkel auf keine andere Weise als in und durch die bewertbare Leistung in Geldform.

Weil die körperliche Gegenwart der industriellen Sklavin in der Komposition der bewertbaren Leistung dessen, was sie produzieren kann, enthalten ist (wobei ihre Physiognomie untrennbar von ihrer Arbeit ist), hat man es mit einer trügerischen Unterschei-

dung zu tun wie der zwischen der Person und ihrer Aktivität. Schon die körperliche Präsenz ist Ware, unabhängig und *zusätzlich* noch zu der Ware, die diese Präsenz zu produzieren beisteuert. Und von nun an etabliert die industrielle Sklavin entweder eine enge Verbindung zwischen ihrer körperlichen Präsenz und dem Geld, das sie einbringt, oder sie nimmt die Funktion des Geldes ein, indem sie selber zu Geld wird: zugleich Äquivalent des Reichtums und der Reichtum selbst.